

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 1

Rubrik: Wie ich es sehe

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



In dieser Rubrik veröffentlichen wir Meinungen, in denen das Suchen der Jüngeren nach einem neuen Standort sichtbar wird. Im folgenden geht es um das gleiche Thema wie beim Beitrag «Gegenständlich – ungegenständlich» im August-Heft.

Red.

Eine neue Schönheit in der Kunst?

Es ist wohl besser, ich gebe es gleich zu: Kafka verstehe ich nicht, Genet kenne ich nicht, Picasso liebe ich nicht, außer den frühen Bildern selbstverständlich. – Als ob es Picasso darauf ankäme, daß ich ihn liebe, nicht wahr?

Und doch muß ich es sagen: ich liebe Michelangelo „with all my heart“, und ich habe das Gefühl, daß diese Tatsache möglicherweise gar nicht so gleichgültig ist. Dieses Gefühl habe ich vor allem dann, wenn ich den Kopf seines Davids betrachte. Ist er nicht schön, einfach wunderbar schön?

Damit wären wir beim Thema: Warum darf ich heute von einem Kunstwerk nicht mehr wünschen, daß es schön ist? Oder bescheidener ausgedrückt, warum darf ich nicht wenigstens fragen: «Warum ist es nicht schön?»

Vermutlich scheint diese Frage manchem ungeheuerlich naiv, und ich beeile mich also hinzuzufügen, daß mir folgendes bewußt ist:

1. Die Weltlage ist ernst (sofortige ketzerische Reaktion meinerseits: was nützt mir diese Erkenntnis?);

2. Es gibt in der Kunst immer wieder revolutionäre Epochen, und jeder aufgeschlossene oder aufgeschlossen scheinen wollende Bürger wird sich bemühen, beizeiten anzunehmen, was er bewiesenermaßen ohnehin einmal annehmen wird. (Reaktion: Statt herauszufinden, ob Eric Satie ein Scharlatan ist oder nicht, höre ich viel lieber Debussy, von dem ich weiß, daß er keiner ist).

3. Die Welt, mein liebes Kind, ist eben nicht nur schön (aber: Oscar Wilde wußte das auch, und trotzdem ist alles, was er schrieb, schön).

Manchmal kommt es mir vor, unsere heutigen Künstler hätten allesamt zu gut gegessen und kotzen (Verzeihung!) sich erst einmal gründlich aus. Es ist natürlich auch möglich, daß sie schlecht gegessen haben. – Der Erfolg davon pflegt ja derselbe zu sein.

So bleibt abzuwarten, was nach dieser Magenverstimmung kommt. Wenn es wirklich so ist, daß das jetzige Kunstzeitalter ein „dekadentes“ ist, dann müßte das folgende mit einiger Sicherheit ein fruchtbares sein, denn man sagt ja, daß diese beiden ungleichen Schwestern einander durch die Jahrhunderte ablösen.

Ich kann mir nicht helfen: daran glaube ich. Mit anderen Worten: ich wittere Morgenluft, ich halte eine neue Schönheit in der Kunst für möglich.

Meine hoffnungsvolle Prognose gründet unter anderem darin, daß ich einen jungen Komponisten kenne, in der Tat sehr jung – sogar noch jünger als die Beatles und ihre Nachfolger im Brüllen, die Rolling Stones. Vor einigen Tagen hat er mir eine neue Komposition vorgespielt. Eine Fuge. Das Fugenthema ist bekanntlich ganz bestimmten Gesetzen unterworfen. Zumeist ist es daher klar und langsam und eigenartig. Aber das Thema ist ja nicht das Entscheidende, sondern dessen Verarbeitung. Trotzdem wandte sich diesmal meine Aufmerksamkeit weniger den Durchführungen und den Zwischenspielen zu.

Ich verweilte beim Thema. Es war, als würde es in einer Kirche gespielt. In einer gotischen Kirche vielleicht. Die Ecken waren mit Spinnweben behangen und in den schrägen Lichtstrahlen tanzte der Staub.

Das Thema tönte zunächst wie eine Erinnerung. Aber dann hörte ich, daß diese langen gehaltenen Töne mehr waren. Nein, nichts von Fanfaren und nicht einmal verheißungsvoll. Aber schön, sehr schön. Einleuchtend. Ein Fachmann würde vielleicht sogar sagen, dieser Künstler sei noch etwas in der Romantik hängen geblieben. Und da würde ich entgegnen: Das ist keine Schande, wir Jungen brauchen die alten Gesetze. Wir brauchen die Grimm-Märchen, den Michelangelo und die Philosophen. Und wir haben „sogar“ wieder den Mut, jene Mitte, jene Schweben, jenes Ebenmaß, das jedem großen Kunstwerk innewohnt, wieder mit Gott in Verbindung zu bringen.

Johanna



Bei einem Basler Festessen um 1800 offerierte die Gastgeberin, eine tabakschnupfende Frau Wieland, Kaffee und Milch.

Während sie nun einen ihrer Gäste fragte, ob er Milch oder Kaffee wünsche, pendelte von ihrer Nase ein großer Tabakstropfen als unappetitliches Damoklesschwert über der Kaffeekanne und dem Milchhafen. Ange-sichts dieser bedrohlichen Sachlage erwiderte der Eingeladene ungezwungen: «Je nachdem er fällt!»

Aus «Baslerisches – Allzubaslerisches» von Jenny (Pharos Verlag, Basel)